

«Den Pinsel in die Farbe tunken und loslegen...»

Adele Schädler, Maltherapeutin: Serie «Tag für Tag» von Dagmar Oehri

Ich stehe mit dem Radio-Wecker auf, Radio L, und versuche schon dann - so um sechs Uhr dreissig herum - irgendwie die Nachrichten zu erwischen. Dann wandle ich zuerst unter die Dusche, öffne anschliessend die Kühlschranktür und wenn ich Glück habe, ist was zum Essen drin. Im Ernst - ich versuche, zum Kaffee, ein Müsli zu essen. Mit dem komme ich gut zu Gange bis zum Mittag.

Einen klar strukturierten Arbeitsanfang gibt es bei mir nicht. Einen Morgen pro Woche gebe ich um acht Uhr zwei Stunden Schule, an anderen gebe ich um acht Uhr dreissig den ersten Malkurs, an anderen bin ich um Acht in der psychiatrischen Klinik in Pfäfers, wo ich bald eine Stellvertretung in der Kunsttherapie übernehme.

Im Moment macht das 20 Prozent Malatelier, 35 Prozent Schule, 10 Lektionen Kunstunterricht an der Formatio, eventuell 20 Prozent Psychiatrie - der Rest ist ungewiss. Da bin ich am Akquirieren.

Mein jetziges Leben ist noch nicht so alt. Bis vor zwei Monaten habe ich zusätzlich noch 50 Prozent im Büro gearbeitet. Ich hatte 12 bis 15 Stun-



Malen, ohne die Bilder zu werten, Verständnis für die Bildersprache entwickeln, zu seinen Ressourcen finden - Adele Schädler, 39, begleitet in ihrem Malatelier Kinder und Erwachsene auf dem Weg in ihre innere Welt...

112 Volksblatt

Mi 18. April 2001

den Tage – das habe ich nicht mehr gepackt. Mein Leben ist sich jetzt neu am Formatieren, ist im Moment wie ein Puzzle.

Wie ich zur Maltherapie gefunden habe? Nach verschiedenen Ausbildungen war ich in einer Informatikfirma und bekam das Angebot, ein grosses EDV-Programm zu übernehmen. Ich merkte – jetzt musst du die erste grosse Entscheidung treffen. Die Vorstellung, dieses Karriere-Leiterli hinauf zu steigen, hat mir fast den Schnauf abgedrückt. Ich wollte immer etwas anderes machen – auf die Kunstgewerbeschule gehen – und merkte, dass dieser Wunsch noch nicht weggeschlossen ist. Mein damaliger Chef hat mich ermuntert, diesem Weg noch einmal nachzugehen. Einen Tag lang habe ich alle möglichen Schulen angefragt – am selben Tag war entschieden, dass ich meine Stelle kündige und eine neue Laufbahn mache.

Zuerst machte ich den Vorkurs an der F+F in Zürich, einer privaten Kunstschule, und arbeitete nebenbei in Teilzeit im Kinderatelier im Freizeitzentrum Resch. Auf die Maltherapeutin stiess ich bei der Berufsberatung, im Buch «Berufe für Erwachsene». Ich hatte gar nicht gewusst, dass es diesen Beruf gibt.

Nach dreieinhalb Jahren Maltherapie-Ausbildung, zwei Jahren hin und her Pendeln und arbeiten, mit Leuten malen, merkte ich, dass es toll wäre, mehr psychologisches Wissen zu haben. Ich schnupperte in die Transaktionsanalyse, merkte, das hilft mir in meiner Arbeit und machte in Mailenfeld drei Jahre lang die Basisausbildung. Im Dezember 99 habe ich sie abgeschlossen.

In der psychiatrischen Klinik in Pfäfers bin ich mich gerade am Einschaffen. Die Klinik hat 250 Stellenprozent Kunsttherapie. Fast alle Leute, die auf den verschiedenen Stationen sind – ob Sucht-, Geronto-, Allgemeine Psychiatrie- oder Psychotherapie-Patienten – kommen mit der Kunsttherapie in Kontakt. Für mich als Stellvertreterin bedeutet das, dass ich Springerin bin für alle, in allen Stationen arbeite, das Privileg habe, alles zu machen – das ist genial. Zudem habe ich mir immer gewünscht, eine Zeit lang in einer Klinik zu arbeiten. Das kommt gerade zur richtigen Zeit.

Die grösste Wirkung des Malens ist im Malen selbst, im Tun und nicht im darüber Reden und Deuten. Leute, die im normalen Leben nicht mehr funktionieren, deren Leben durch irgendwelche Umstände

durcheinander geraten ist, können sich beim Malen als funktionierend, als sinnvoll erfahren. Ich hocke nachher nicht mit dem Patienten zusammen und deute das. Es ist gut Abmachungen zu treffen – was machen wir diese Stunde, Sachen bereit zu stellen, zu merken, wenn jemand überfordert ist, wo seine Grenzen sind, was er unterstützend braucht, damit er weiterkommt. Das Heilende ist aber das Geschehen, nicht das Analysieren.

Allgemein spüre ich in meiner Maltherapie nicht nach den Defiziten, sondern nach den Ressourcen. Es kann einer den Pinsel in die Farbe tunken und loslegen.

Bei Einzelstunden in meinem Atelier, wo es sich um die Person mit ihren Anliegen, ihren Fragen dreht, ist sicher auch etwas Gespräch dabei. Ich frage die Leute, wie es ihnen ergangen ist, beim Malen, was sie für sich daraus ziehen können.

Beim Erstkontakt frage ich die Leute, was sie animiert hat, zu mir zu kommen. Oder ich sage, was ich bieten kann. Du kannst auch einfach kommen, das Material wählen und malen, malen, malen. Dann gibt es wieder solche, die wissen nicht, wo sie anfangen sol-

len. Das ist auch gut. Eine Herausforderung.

Ich ersuche es so zu lenken, dass der Mensch innert kurzer Zeit – vielleicht innert 10 Minuten – zu malen anfängt; tue soviel ich kann dazu, dass er sich selbst durch das Malen erleben darf. Und es geht überhaupt nicht um den künstlerischen Anspruch. Gefällt es einem, ist es ein tolles Erfolgserlebnis, aber es ist nicht unbedingt das Ziel.

Beim Ausdrucksmalen in der Gruppe leite ich Übungen an; mitzumachen steht jedem frei, und wir reflektieren, indem wir einander Rückmeldung geben. Normalerweise gebe ich jedes Jahr zwei Kurse, möchte aber eigentlich, dass sich eine Gruppe ein Semester lang trifft, um gemeinsam zu malen. Das wäre wahnsinnig toll, ist aber schwierig, weil sich die Leute ungern so lange festlegen.

Erfolgserlebnisse sind für mich schöne Malstunden – wenn ich in der Stunde ein gutes Gefühl habe und der Klient auch. Oder wenn ich merke, jetzt geht etwas im Leben, jetzt kann er eine Idee, eine Erfahrung anwenden. Das erfahre ich zum Teil durch die Leute selbst oder z.B. bei Behinderten, von ihren Betreuern.

Träume? Mein absoluter Wunschtraum wäre ein Therapie- oder Heilungshaus, in dem verschiedene Therapeuten, Mal-, Gesprächs-, Tanztherapeuten und Ärzte unter einem Dach zusammenarbeiten und wo jeder ein- und ausgehen kann.

Ob ich selbst noch male? Das Bedürfnis ist ganz stark, die Zeit ganz wenig. Ich tue es aber immer wieder und versuche auch immer wieder Ausstellungsorte zu finden oder lade Leute zu mir ein. Wenn ich Feierabend habe, an zwei bis drei Kursabenden pro Woche erst um halb zehn, versuche ich einfach, vom Arbeitsleben wieder herunter zu kommen – zum Teil auch durch den Fernseher, die Tageszeitung, ein Buch. Und ich achte darauf Freunde zu sehen, für die ich am Wochenende nicht viel Zeit habe, da ich oft am Samstag arbeite.

Wenn ich früh raus muss, ist um 23 Uhr Bettzeit. Hatte ich es hektisch und weiss nicht, wo oben und wo unten ist, habe ich so wahnsinnig schöne Kärtli mit Affirmationen drauf. Davon ziehe ich eins, lese – zum Beispiel «Offenheit ist schön» und den erläuternden Text hinten drauf – und überlege, was mir dazu einfällt.